Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 218 (1939)

Artikel: Ein geheimnisvolles Volk in Graubünden
Autor: Keller-Tarnuzzer, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375078

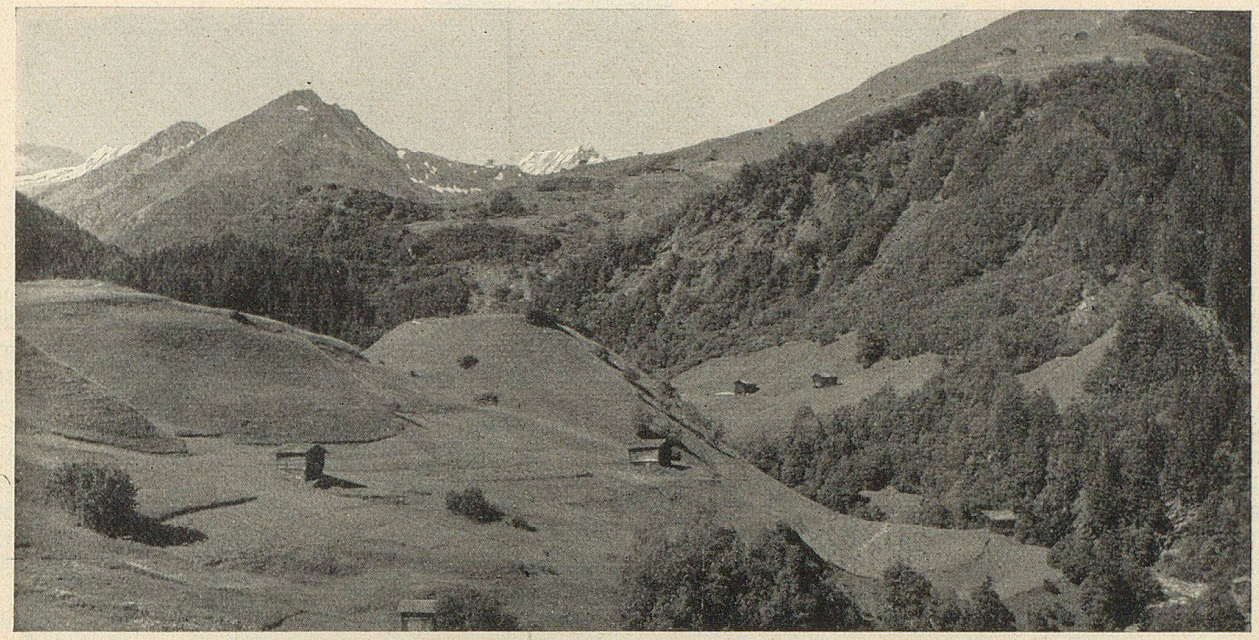
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Crestaulta von Nordosten (links über der großen Hütte, Mitte Bild).

Ein geheimnisvolles Volk in Graubünden.

Von **Karl Keller-Tarnuzzer.**

Wie Wind und Wasser, so formt auch der Mensch das Antlitz der Erde. Jene schneiden tiefe Täler aus den Flanken der Berge, verwittern die Gesteine zu Sand und Staub, dieser aber leitet Bäche und Ströme in feste Bahnen, bricht Breschen in den Wald und legt seine Ackerfelder und Wiesen über das Land. Die Spuren der menschlichen Vergangenheit aber senkt die Natur tief in das Erdreich; nur der Zufall fördert sie ans helle Tageslicht, und nur der Fachmann vermag sie zu deuten und die alten Völker wieder zu neuem Leben zu erwecken. Römer und Kelten, Illyrer und Ligurer haben die Zeugnisse ihrer Existenz und ihrer Kulturen unter der schützenden Erdkrume treu bewahrt bis auf den heutigen Tag.

Wir wissen, daß es einmal eine Zeit gab, da der Mensch noch nichts wußte von den Metallen, wo er der wichtigsten Hilfsmittel der heutigen Kultur entbehren mußte, weil weder Eisen noch Kupfer, Gold noch Silber ihm ihr Wesen und ihre innere Kraft offenbart hatten. Stein und Knochen, Horn und Holz, das waren die treuen Diener der ältesten Menschheit. Mit ihnen mußte er sich behelfen, und er behalf sich mit ihnen sogar sehr gut. Erst zur Zeit Moses', um das Jahr 2000 vor Christi herum, gewann der Mensch die Kenntnis von der Bronze, die eine Mischung aus Kupfer und Zinn ist, und damit wuchs ein neues Zeitalter herauf, die sog. Bronzezeit.

Langsam nur gewann sich der Mensch die Bronze voll zu eigen. Jahrhunderte lang war ihm das leuchtende Metall nur ein neues Wunder, ein Besitz der Reichen und Mächtigen ihrer Zeit. Erst um die Zeit von 1000 vor Christus gewann es allgemeine Bedeutung auch in der Hand des kleinen Mannes, wurde es Werkzeug, Schmuck und Waffe auch des bescheidenen Besitzers. Damals standen an den Ufern der Schweizer Seen Pfahlbaudörfer von oft gewaltigen Ausmaßen.

Damals war der Wohlstand auch in den kleinen Häusern eingekehrt. Solche Dörfer standen im Bereich der Ostschweiz bei Güttingen, in der Konstanzer Bucht, bei Ermatingen und auf der Insel Werd bei Stein a. Rh. Auch auf dem Lande siedelten die Menschen in palisadenbewehrten großen Dörfern; ein solches Dorf wurde erst vor wenigen Jahren bei Bernrain oberhalb Kreuzlingen entdeckt. Der Montlingerberg bei Oberriet im Rheintal, der auch später noch die Menschen der Eisenzeit sorglich aufnahm, wurde von den Bronzezeitleuten bewohnt. Wo im Mittelalter die stolze Burg Lichtenstein oberhalb Haldenstein ins Tal hinabdrohte, wo heute noch die Burg Gutenberg ins Liechtensteinerland hineinblickt, da saßen schon ums Jahr 1000 v. Chr. Menschen in der Obhut der steilen Felsen.

Wir dürfen uns das Leben in jenen fernen Zeiten nicht frei von Sorgen und Kümmernissen, nicht frei von Kriegsgeschrei und blutigem Kampf denken. Oft genug zogen mordbrennende Feinde durch die Gaue und brachten Schrecken und Todesnot über die Menschen. So formten sich denn einzelne Gaue zu währschaftem Schutz zusammen, zu gegenseitiger Hilfeleistung in Zeiten der Not. Auf dem Kastels bei Mels bauten sie eine starke Volksburg. Im Schutze

Merkwürdige Gefäße der Crestaulta-Kultur.

der steilen Felsen bewehrten sie den ganzen Berg, belegten ihn mit einer Besatzung. Scharf hielten die Posten Ausschau seeztalaufwärts und -abwärts. Zeigte sich Gefahr, so flammten die Feuerfanale hell in den Himmel, und die Bewohner aller Dörfer flüchteten sich in die Obhut der Burg auf dem Kastels mit all ihrer Habe, Vieh und Frucht, Waffen und Gerät. Hier verteidigten sie ihre Heimat und Freiheit, und von hier aus zogen sie nach beendetem Kampf wieder in ihre Dörfer zurück, die freilich verwüstet waren, die aber ein unverzagter Mut rasch wieder aufbaute und dem Frieden zurückgab.

Die Bevölkerung der Ostschweiz gehörte damals zum großen Volk der Urnenfelderleute, das seinen Namen davon hat, daß es seine Toten zumeist verbrannte und die Asche in Urnen beisetzte. Die Urnenfelderleute bewohnten große Teile Süddeutschlands und nannten den größten Teil der Schweiz ihr eigen. Ihre Kultur ist uns heute gut bekannt; in der Form einer Erzählung tritt sie uns aus dem Buche „Die Inselleute am Bodensee" entgegen. Die Schönheit ihrer Häuser zeigt ein Wohnbau, der im Rorschacher Museum wieder aufgestellt worden ist.

Seit wenigen Jahren ist aber die Forschung einer gleichzeitigen Kultur auf der Spur, von der man bisher nichts wußte. Sie hat mit den Urnenfelderleuten gar nichts oder nur ganz wenig zu tun und ist der Ausdruck eines bisher unbekannten Volkes, das, umgeben von den Urnenfelderleuten, in unserem Lande lebte und offenbar von weit her in unsere Schweizer Berge gekommen ist. Es wurde entdeckt von dem Bündner Urgeschichtsforscher Walo Burkart und von ihm auch genauer erforscht.

Ganz hinten im Lugnez, jenem Seitental, das seinen Fluß von der rechten Seite her bei Ilanz zum Rhein schickt, liegt das Dörfchen Vrin. Eine halbe Stunde von Vrin entfernt lagert sich rechts vom Glenner, zur Gemeinde Lumbrein gehörig, der Weiler Surrhin. Neben Surrhin erhebt sich ein ovaler Hügel, der einerseits in steilen Felsen zum Glenner abfällt und von hier aus unersteiglich ist, anderseits durch einen tiefen natürlichen Graben vom übrigen Gelände abgeschnitten wird und mit der steilen Halde ebenfalls einen natürlichen Schutz gewährleistet. Der Hügel ist oben wie mit einem Messer flach abgeschnitten und bildet so eine Ebene, die sich zum Siedeln sehr wohl eignet. Crestaulta heißt der Hügel, zu deutsch „hoher Hügel", ein trefflicher Name, ganz der Gestalt seines Trägers angepaßt.

Ein Zufall führte Burkart im Jahre 1935 an diesem Hügel vorbei. Eine kleine Sondierung, die er auf der Hochfläche vornahm, förderte in Zeit von wenig Stunden ein reiches Material von menschlicher Hinterlassenschaft zutage, dem der Forscher sofort ansah, daß mit diesem bisher ganz Unbekanntes der Forschung entgegentrat. In den Jahren 1936 und 1937 unternahm er daraufhin größere Ausgrabungen, die seine ersten Annahmen vollkommen bestätigten und das Bild einer rätselhaften Kultur zeichneten, von deren Anwesenheit in unserem Lande man bisher keine Ahnung hatte. Man wird von dieser ersten Fundstelle her wohl für immer diese Kultur als „Crestaulterkultur" bezeichnen.

Die Crestaulterleute wohnten in großen, rechteckigen Hütten, die aus starken Balken gebaut waren. Man fand im Jahre 1937 einen ganzen Hüttengrundriß. Die Löcher im Boden, in denen einst die Tragbalken standen, waren noch offen. Sie zeigten, daß die Balken viereckig zubehauen waren und einen ungefähr quadratischen Durchmesser von annähernd 20 cm Seitenlänge besaßen. Im Jahre vorher schon fand man die noch gut erhaltenen, wenn auch verkohlten Reste eines hölzernen Hüttenbodens, auf denen noch Trümmer von Einrichtungsgegenständen lagen. Ob es sich um Tisch, Bänke oder Webstühle handelte, konnte allerdings nicht mehr erkannt werden. Im Innern der Hütten lagen die Feuerstellen aus plattenartigen Steinen gebaut. Sie hatten viereckige Gestalt und waren sorgfältig gefügt. Wenn eine solche Herdstelle ausgebrannt war, sodaß die Steine mürbe wurden, dann legten die Crestaulterleute einfach eine neue Plattenschicht darüber, und das wiederholte sich so oft, daß nach und nach wahrhafte kleine Türme entstanden. Ein Backofen bewies, daß man auf dem Crestaulta auch das Getreide zu Brot zu verarbeiten verstand.

Die Crestaulterleute waren eifrige Viehzüchter. Viele Kisten von Tierknochen wurden aufgefunden und in den wissenschaftlichen Instituten Zürichs untersucht. Am eifrigsten wurden Schafe und Ziegen gezüchtet, aber auch die Rinderhaltung war von allergrößter Bedeutung. Etwas weniger wichtig war das Schwein, von dem bereits zwei verschiedene Rassen festgestellt werden konnten. Auch der Hund wurde, wenn auch nur selten, als Hüter der Herden und des Heims gehalten, hingegen fehlte noch das Pferd als einziges der größeren Haustiere. Geflügel und Katzen waren noch unbekannt. Man sollte meinen, daß die Crestaulterleute in ihren Bergen fleißig der Jagd gehuldigt hätten. Das ist aber merkwürdigerweise durchaus nicht der Fall; nur selten einmal wurden der Edelhirsch, der Bär, die Gemse, das

Eine viereckige Herdstelle bestehend aus sorgfältig gelegten Steinplatten. Die Löcher im Boden (rechts oben im Bilde) sind entstanden durch das Verfaulen der Hüttenpfähle.

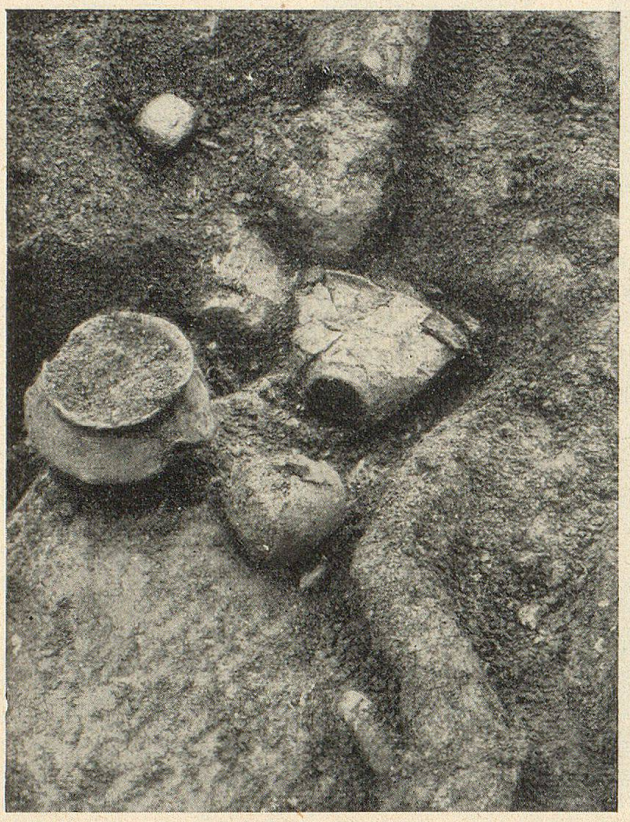
Murmeltier, der Steinbock und die Wildkatze gejagt.

Neben der Viehzucht wurde auch Ackerbau getrieben. So wurden die sechszeilige Gerste und die Saubohne, wahrscheinlich auch die Hirse angepflanzt. Wahrscheinlich sind dies aber nicht die einzigen Feldfrüchte gewesen, die der Acker der Crestaulterleute hergab; sie allein jedoch wurden bisher festgestellt. So ergibt sich denn das Bild einer seßhaften, fleißigen Bevölkerung, die so eng mit der Scholle verwachsen war, daß sie das Streifen im Gebirge nach jagdbarem Wild fast völlig verschmähte. Es war nicht, wie so oft in urgeschichtlichen Zeiten, daß die Frau den Acker bestellte und den Stall betreute, während der Mann sich der Jagd zuwandte, sondern Mann und Frau arbeiteten gemeinsam in der bäuerlichen Haushaltung.

Für den Forscher ganz besonders wichtig ist das Gerät, dessen sich die urzeitlichen Menschen in ihren Haushaltungen bedienten; denn es allein gibt ihm ein Bild über die Volkszugehörigkeit der von ihm erforschten Menschen. Und unter diesem Gerät das wichtigste ist die Keramik. Jedes Volk und jede Zeit hat seinem Geschirr den Stempel aufgedrückt, es nach seinem Sinn geformt, nach seinem eigenen Schönheitssinn verziert. Wie bei uns eine Kaffeetasse, die vor hundert Jahren im Gebrauch war, anders aussieht als eine solche der Gegenwart, so war der Milchtopf der Bronzezeitleute, die in Belgien wohnten, ein ganz anderer als derjenige, der in unsern Pfahlbauten zum Trunke lockte.

Die oft kleinen Böden der Gefäße haben die Crestaulterleute mit den Urnenfelderleuten gemein. Fremd aber sind die häufigen sonderbaren Buckel, mit denen sie ausgestattet sind. Hübsche Verzierungen umgeben diese Buckel, die manchmal waagrecht durchbohrt sind. Fremdartig sind auch die aufgesetzten Leisten, die, oft gekerbt, waagrecht, senkrecht oder schräg den Gefäßkörper beleben. Fremd besonders sind die Gefäße mit einer unregelmäßigen Wellenlinie oder diejenigen mit kleinen, runden Kränzchen. Schon im ersten Jahr fiel eine große Urne auf, die sich ringsum mit Sonnensymbolen schmückte. Die Gefäße kommen in allen Größen vor, vom kleinen Täßchen bis zum mächtigen tonnenartigen Kübel von einem Meter Durchmesser und wohl einem Meter Höhe, der zum Aufbewahren von Getreide und Früchten diente.

Der merkwürdige Stil, der in der Keramik zum Ausdruck kommt, wird der Forschung wohl einmal der Wegweiser sein zur Herkunft der Crestaulterleute. Jetzt schon sind einige Fingerzeige gegeben, die merkwürdigerweise nach Schlesien und Böhmen hindeuten. Dort war eine bronzezeitliche Kultur zuhause, die ebenfalls Buckel auf ihre Gefäße setzte, und auch in der Form gleichen die Crestaultertöpfe denen jener fernen Kultur. Hingegen wollen die Verzierungen auch gar nicht zu der schlesischen Kultur



Eine Gruppe von Gefäßen, rechts unten Teil eines Holzbodens.

passen. Man könnte das so deuten, daß einst die schlesischen Bronzezeitleute einen Stamm auf die Wanderung geschickt hätten, der unterwegs die Verzierung mit den Leisten kennen lernte und mit der so bereicherten Kultur in das bündnerische Alpenland einzog. Wenn es gelingen sollte, das Land kennen zu lernen, wo die Crestaulterleute die Leistenverzierung aufnahmen, dann wüßten wir genau den Weg, den sie aus ihren Ursitzen bis zu uns genommen haben. Solange aber das Rätsel dieser Keramik nicht gelöst ist, wird das Crestaultervolk für uns in den Schleier des Geheimnisses gehüllt bleiben.

Die Bronzegegenstände, die auf Crestaulta verwendet wurden, unterscheiden sich nicht von denjenigen der übrigen mitteleuropäischen Bronzezeit. Sie besaßen Allerweltsformen, die über weite Gebiete sich nicht oder nur wenig veränderten.

Das Crestaultervolk war kaum sehr zahlreich. Über die inneren Alpentäler Graubündens ist es nicht hinausgekommen. Still verborgen lebte es im Innern der Berge. Freilich konnte es nicht ausbleiben, daß es gelegentlich auch mit der Umwelt in Berührung kam, dort etwas Neues lernte und anderseits auch von seiner Eigenart etwas weitergab. Doch waren diese Einflüsse nicht sehr stark. Bei den Ausgrabungen auf der Burg Lichtenstein bei Haldenstein, auf dem Kastels bei Mels und an andern Orten machten sich nur wenig Spuren der Crestaulterkultur bemerkbar. Aber es ist ganz sicher, daß weitere Entdeckungen im Innern Graubündens uns neue Dörfer vom Typus der Crestaulterkultur erschließen werden.

Nach und nach wurden später die Crestaulter mit ihrer Kultur von den aus dem Unterland vordringenden andern Völkern aufgesogen. Ihre Kultur ging in der nachfolgenden Eisenzeit allmählich über in die Kultur der aus den Ostalpen nachstoßenden Räter. Geheimnisvoll und still, wie sie gekommen waren, gingen sie unter. Ihre Spur aber haben sie hinterlassen und mit ihren Zeugnissen dem zwanzigsten Jahrhundert neue Forschungsaufgaben gestellt. Wir aber wollen diese Aufgabe lösen im Dienste an der lieben Heimat und ihrem Volk, das Blut von vielen Seiten empfangen hat und sich zusammenschmolz zu einem einigen Schweizerblut, das seinen innern Zusammenhang in schwerer Zeit bewahren soll.

Der „seelsorgerische" Briefträger.

Von **Wolf Schwertenbach.**

Jeden Abend, wenn der Briefträger Beerli den einsamen Waldweg über den Hügel schritt, bemerkte er von weitem die ballonartige Gestalt, mit der weithin leuchtenden Schürze, unter dem Tor des buntbemalten Chalets. Pünktlich zur selben Minute, wenn abends vom Dorf her die Kirchenuhr fünf schlug, sah er sie — wie ein neckisches Figürchen im Zeitglockenspiel — aus dem Tor treten.

Breitspurig, behäbig, die Hand über die suchenden Augen haltend, stand sie da und lugte nach ihm aus. Tag für Tag, Woche um Woche schon, ohne zu verzagen, selbst wenn er ihr in all dieser Zeit keine Nachricht von „ihm" brachte.

„Es ist nichts für Sie da, Fräulein Hulda," sagte er anfänglich recht sachlich. Später aber brachte er gutmütig tröstend hervor: „Es wird sich geben — vielleicht das nächste Mal — die Postverbindungen aus dem Ausland sind in unseren verworrenen Zeiten unzuverlässig, wer weiß das besser als ich." Und dann wieder: „Auch kann man nicht immer, wie man möchte, Fräulein Hulda; denn mit dem Schreiben ist's so eine Sache — nur ein Schriftsteller kann dir nichts, mir nichts sich hinsetzen und schreiben. Ob er nun will oder nicht, bei ihm schreibt's einfach — aber ein Monteur, tagsüber auf der Tour, abends in irgendeinem Kaff, todmüde, das Postgebäude natürlich im nächsten Dorf, bei den Logisleuten nirgends Tinte und Feder, und wenn schon, dann fehlen die Briefmarken, und gar zuletzt, wenn alles klappt, glaubt man, den Brief eingeworfen zu haben, während er wochenlang in irgendeiner Tasche steckt." So wußte der wohlmeinende Briefträger immer eine tröstende Ausrede. Je nach „häuslicher" Stimmung und Föhnlage empfand sie die Worte ihres „Seel-